

Brauchen wir Eliten? - Diskussionen um einen alten Begriff

Prof. Dr. Sven Papcke, geb. 1939 in Hamburg, Studium der Geschichte und Soziologie in Hamburg und London, war von 1968 an wissenschaftlicher Assistent an der Ruhr-Universität Bochum, 1973 Assistenzprofessor an der FU Berlin und ist seit 1974 Professor für Soziologie an der Universität Münster.

I.

„Alles Exzellente ist ebenso mühselig wie selten!“ Mit diesen Worten ließ der berühmte Philosoph Baruch de Spinoza seine monumentale „Ethik“ ausklingen, an der er fünfzehn Jahre lang gefeilt hatte. Als sie endlich im Herbst 1677 erschien, war der Verfasser ein halbes Jahr zuvor in Den Haag an der Schwindsucht gestorben. Das „Erlesene“ oder auch „Erhabene“ verlange die Aufbietung aller Kräfte, sonst wäre es wohl häufiger anzutreffenvorsorglich schloß der holländische Freidenker darum mit einem Weckruf an den menschlichen Geist, der allein die Selbstentfaltung der Gattung garantiere. „Wir werden daraus ersehen“, so Spinoza vielversprechend, „um wieviel der Weise mächtiger ist als der Unwissende.“ Das Schlußkapitel seines unverblümt aufklärerischen und lange Zeit als umstürzlerisch geltenden Hauptwerkes handelt daher von der „Macht des Verstandes“ als „Weg... zur Freiheit“, weil nur er „die Affekte“ zu meistern vermag.¹

Elitenbedarf

Schon zu Beginn der Neuzeit formulierte Spinoza mit Nachdruck, daß der Mensch die Freiräume für sich und seine Bedürfnisse ausschließlich durch seine analytische Kompetenz schafft. Nur *Denkarbeit* kann ihm helfen, seine Sozialwelt erträglich einzurichten. An einer kulturgeschichtlich bedeutsamen Wegscheide wurde hier also vorausgenommen, was uns noch heute - oder heute wieder - bewegt: nämlich die Einsicht, daß zivilisatorische Höchstleistungen forthin davon abhängen, ob mit so kostbaren Pfunden wie „Bega-bung“, „Willenskraft“, „Kreativität“ und ähnlichem auch kräftig gewuchert wird. Spinoza schrieb zu einer Zeit, in der rasche Veränderungen aller Sozialstrukturen nicht nur die überkommenen Moralbegriffe und Verhaltensstile brüchig werden ließen; auch die Führungskräfte der höfischen Epoche waren den Herausforderungen der Moderne im Aufbruch nicht länger gewachsen. Der Zeitgeist war also angesichts vielerlei Komplikationen mit gesellschaftli-

¹ B. Spinoza, Ethik nach geometrischer Methode dargestellt (1677), Leipzig o. J., S. 296/262.

chen Steuerungsfragen befaßt, die den Eliten-Bedarf überhaupt erst zum Thema werden ließen. Das Nachdenken darüber, welche Qualifikationen zur Lenkung eines Sozialgebildes unabdingbar sind, findet sich seither in jeder demokratischen Staatslehre. Welche Ausleseprozesse sind mehr als andere geeignet, die Befähigten auf die richtigen Plätze in der Gesellschaft zu bringen? Und warum gelingt das so selten? Die Elite-Debatte gelangte durch die soziale Entwicklung bald über Spinoza hinaus. Der Frühaufklärer hatte noch eine eher postulatorische Auslese-Vorstellung vertreten; diese wirkte geistesgeschichtlich weiter, schenkte aber den *Machteliten* noch nicht genügend Aufmerksamkeit, welche herrschen, obschon sie den Kriterien der „Exzellenz“ kaum entsprechen. Dennoch sind seine Güte-Voraussetzungen geeignet, Aufgabe, Zugehörigkeit und Bewertung gesellschaftlicher Eliten klären zu helfen. Denn indem Spinoza mit Blick auf das Versagen überkommener Herrschaftsgebilde um deren zeitgemäße Neudefinition rang, begab er sich auf den Boden moderner Politik, deren Wesen durch das Kriterium der „Funktion“ gekennzeichnet ist.

„Elite“ geriet schon bei Spinoza zum *Funktionsbegriff*, der aber mit einem besonderen Wertgehalt verbunden blieb. Die Verstandes-Kapazität definierte sich für den Philosophen auch als Befähigung zur Tugend, die eine sei ohne die andere nicht wirklich funktional. Weil „Exzellenz“ wegen solcher hohen intellektuellen - nach Spinoza aber auch ethischen und generell charakterlichen — Anforderungen nur einer Minderheit möglich sei, sah sich diese Minorität als „Elite“ zugleich zur Wahrung der öffentlichen Belange berufen, denn nur sie könne deren Komplexität noch überschauen. Notwendig, und damit zum Zankapfel, wurde die Eliten-Rekrutierung zu dem Zeitpunkt, als sich die Konturen eines Zeitalters der Massen abzeichneten. Vorher gab es zwar Herrschaftseliten, sie standen aber weder zur Diskussion noch zur Disposition, unterlagen also auch keinerlei Rechtfertigungszwang. Das wurde erst anders, als die überlieferten Fundamente Alteuropas geborsten waren. Vor dem Hintergrund all der bitteren Erfahrungen in Kriegen und Revolutionen, die dieser Umbruch auslöste, entdeckt sich als große Schöpfung der nachfeudalen Eliten der *Parlamentarismus*, der die sich einspielende Elitenkonkurrenz friedlich zu regeln trachtete; auch die Rechtsphilosophie der freien Marktgesellschaft ist dieser Zeit zu verdanken. Sie erst ermöglichte eine für jedermann berechenbare Handhabung der Moderne. In diesen offenen Systemen aber bilden „Elite“ und „Chancengleichheit“ nur scheinbare Widersprüche. Die Minderheit der Elite, so hat daher 1884 mit dem politischen Erfahrungsschatz seiner Epoche der italienische Politikwissenschaftler Gaetano Mosca verlangt, „muß eine Mehrheit des Wissens, des Könnens und der moralischen Kraft einer Nation repräsentieren“.²

Es blieb dabei nicht aus, daß diese Wertschätzung oft Züge von Piatos „goldenen Lügen“ annahm. „Elite“ wird sich immer dann zum Mythos aufbau-

² Zit. nach M. Freud, Das Eliteproblem in der modernen Politik, in: „Politische Bildung“, Heft 46, München 1954, S. 235 ff., hier S. 242.

schen, wenn das Etikett für die Sache selbst gehalten wird. Die Machteliten in Geschichte und Gegenwart brauchen also keineswegs in Wesen und Inhalt ihre Rollen auszufüllen, selbst wenn sie das gern von sich behaupten. Eher umgekehrt: Die neuere Elitendiskussion, wie sie Mitte der fünfziger Jahre durch den amerikanischen Soziologen C. Wright Mills in Gang gebracht wurde, hat vor allem herausgearbeitet, daß sich auch auf dem Boden formal-demokratischer Gegebenheiten elitäre Hülsen halten können, die weniger etwas mit „Exzellenz“ als vielmehr mit Reichtum, Einfluß und Verfügungsmacht zu tun haben. Wer „von allem am meisten bekommt“, hat in diesem Sinne der Yale-Politologe Harold D. Lasswell³ definiert, zählt zur Elite, die im Interesse ihrer Geltung „die öffentlichen Symbole steuert, die gesellschaftlichen Zuteilungsströme kontrolliert und von Fall zu Fall auch Gewalt anwendet“.

Die heutige Umwelt verlangt ohne Zweifel nach einem hohen Eliten-Niveau, um ihrer Probleme Herr zu werden. Jede kritisch-prüfende Betrachtung der Leistungen bestehender Macht-, Funktions- und/oder Wert-Eliten birgt daher das Risiko der allgemeinen Verunsicherung in sich und wird - wie die Geschichte zeigt - leicht als Sünde wider den Geist der Ordnung geahndet. Es sei daran erinnert: Die Forderung nach „Eliten“ war ideengeschichtlich eine Parole des Mittelstandes. Die unternehmenden Bürger, Thomas Carlyles „Industriekapitäne“ also, bekämpften das Direktionsrecht der alten Aristokratie, weil es den Kriterien wie „Leistung“, „Effektivität“ oder auch „Erfolg“ nicht länger genüge. Treffendes Beispiel für die Argumentation jener Jahre ist eine bissige „Politische Parabel“ des französischen Frühsozialisten Graf Henri de Saint-Simon aus dem Jahr 1819, für die er gerichtlich verfolgt wurde und nur knapp einer Gefängnisstrafe entging. „Nehmen wir an, Frankreich würde plötzlich seine fünfzig besten Physiker verlieren, die fünfzig besten Chemiker, die fünfzig besten Biologen, die fünfzig einflußreichsten Bankiers, die zweihundert wichtigsten Geschäftsleute, die fünfhundert wichtigsten Landwirte, die fünfzig wichtigsten Ingenieure, Baumwollfabrikanten, Maler, Musiker und so weiter, das heißt insgesamt die dreitausend bedeutendsten Gelehrten, Künstler und Handwerker des Landes - die Nation würde augenblicklich zu einem Körper ohne Seele. Sie wäre mit einem Schlag jenen Nationen unterlegen, deren Rivale sie heute ist... Stellen wir uns nun vor, Frankreich könnte all diese genialen Männer... behalten, es würde ihm aber das Unglück widerfahren, an ein und demselben Tag ... die Herzöge von Angouleme, Orleans und Bourbon und so weiter, zugleich alle Großoffiziere der Krone, alle Staatsminister mit oder ohne Geschäftsbereich, alle Kardinale, Erzbischöfe, Präfekten, Unterpräfekten und obendrein unter jenen, die ein angenehmes Leben führen, die zehntausend reichsten Eigentümer zu verlieren. Dieses Unglück würde die Franzosen sicher betrüben, weil sie gute Menschen sind . . . Aber dieser Verlust von dreißigtausend Personen, die als die hervorragend-

3 H. O. Lasswell, *World Politics an Personal Insecurity*, New York/London 1965, S. 3.

sten des Staates gelten, würde nur aus gefühlsmäßigen Gründen Kummer bereiten, denn es entstünde daraus kein politisches Übel für den Staat.“⁴

Auslese

Diese an der industriellen Nützlichkeit orientierte Sicht der Dinge stritt mit den Mitteln der Ironie wider das fortwährende Übergewicht von Prestige-Strukturen, die ihre Rolle nicht mehr ausfüllten. Das unternehmende Bürgertum blieb seinerzeit auch in Frankreich - um von Deutschland und seinen besonderen Bedingungen der Rückständigkeit nicht zu reden - noch in Rangstreitigkeiten mit dem Ancien Regime verstrickt, entsprechend kämpferisch fiel die Elite-Theorie aus: Herausragen sollten nur noch die Personenkreise, die durch *Leistungen* das Wohlergehen des industriellen Systems förderten. Noch genauer: Spitzenstellungen in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft oder Kultur sollten fortan nur noch jenen Persönlichkeiten offen stehen, die geeignete Berechtigungs-Prozeduren im Wettbewerb um die knappen Ränge durchlaufen hatten. Zu dieser Zeit sprossen mithin überall neue Bildungseinrichtungen empor, die ihren Absolventen mit den Abschluß-Zeugnissen die schmucklosen Adelsprädikate der Industrie-Welt in die Hand drückten. So jedenfalls die Hoffnung des frühindustriellen Bürgertums, das die Elite-Frage mit dem Gleichheits-Anspruch koppelte: Nicht Herkunft, Pfründe oder andere Extrachancen sollten den Zugang zur Verfügungsmacht regeln, sondern einzig und allein die geistige und charakterliche Befähigung, die schwierigsten Anforderungen zu meistern, wie sie die Auslese-Einrichtungen vorwegnahmen.

Bereits zu der Zeit, als die Unternehmer noch mit dem Adel um Einfluß rauften, sah sich das Bürgertum jedoch in Zwiste mit einem neuen Konkurrenten verwickelt: Angesichts der gewichtiger werdenden Arbeiterschaft nahm die Eliten-Definition eine neue, „gleichsam antiproletarische Wendung“ (J. H. Meisel). Das Auslese-Verfahren, das die altständischen Gepflogenheiten ablösen sollte, sah sich nun benutzt, um Ansprüche der Massen zu kanalisieren. Die Bildung, eben noch ein Medium der Gleichheits-Sicherung, geriet für lange Zeit zur entscheidenden Hürde für die nicht genehmen Unterschichten. Daraus aber ergaben sich Unvereinbarkeiten, die bis heute die Elite-Frage auch theoretisch so schwierig gestalten. Während die technisch-wissenschaftliche Entwicklung der Neuzeit immer höhere Anforderungen stellte und dafür geeignete Ausbildungs- und Auslesemechanismen schuf, hielten sich gleichwohl andere Hierarchie-Bereiche aus solcher Kriterien-Diskussion der „Exzellenz“ völlig heraus. Mochten in Gesellschaft und Kultur auch Funktions- und Werteliten zu Wort kommen, weil anders der Alltag der Moderne nicht mehr zu gestalten war, in Politik und Wirtschaft bestimmten weiterhin Kreise, die sich den zeitgenössischen Ansprüchen an die Eliten schweigend entzogen. Das traf besonders für ein Land wie Deutschland zu, wo sich die alten Adelsschichten bis weit in dieses Jahrhundert hinein halten

⁴ H. de Saint-Simon, La Parole de Saint-Simon, in Textes choisis, Paris 1951, S. 108 f.

konnten. Aber auch dort, wo - wie in den Vereinigten Staaten von Amerika - demokratische Prozeduren gang und gäbe waren, also prinzipiell alle Felder der Gesellschaft gleichermaßen jedem offenstanden und die Leistungs-Konkurrenz mithin tatsächlich die Positions-Zuteilung steuerte, bildete sich ein „Establishment“ aus, also eine Macht-Elite, die zwar offen blieb für Nachrücker, und die durchaus den Abstieg zuließ, für die aber doch auf Dauer auch andere Regeln der Rangvergabe als nur die der Exzellenz galten. Damit stellt sich selbst in den westlichen Demokratien der Gegenwart die Frage nach der Rechtfertigung solcher Herrschafts-Gruppen, die weder ohne weiteres mit parlamentarischen Spielregeln vereinbar sind noch eine Leistungs-Konkurrenz bestanden haben.

Begabung - ein Rohstoff der Nation

„Die Millionen müssen ackern, schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und dichten können.“ In seinen 1898 veröffentlichten „Vorlesungen zur Politik“ hat Heinrich von Treitschke,⁵ der tonangebende Historiker des Wilhelminismus, solchermaßen protokolliert, was inzwischen aus dem Elitebegriff des bürgerlichen Aufbruchs geworden war: nämlich eine Lehre zur Rechtfertigung ungleich verteilter Lebenschancen. Dabei gilt es im Blick zu behalten, was der neuzeitlichen Politik von vornherein klar war, daß Spitzenpositionen immer rar seien. Trotz aller gegenteiligen Wunschbehauptungen existiert daher auch keine „Theorie der Massen-Selbstbestimmung“ - von Jean Jacques Rousseau bis zu Karl Marx, von Gracchus Babeuf bis Gustav Landauer war eigentlich auch bei den Gleichheitsdenkern immer von einer Verfügung durch Eliten die Rede. Wie diese Zustandekommen und zusammengesetzt sein sollten, vor allem auch, wie erreichbar diese für die übrige Bevölkerung blieben, darüber gab es ganz abweichende Ansichten. Meistens entschied man sich für Delegations- und Rückruf-Verfahren; die Eliten sollten abwählbar sein, falls sie nicht den Erwartungen entsprachen. Wenn diejenigen, die nach Treitschke bloß schufteten sollten, um das Gemeinwohl zu mehren, nach Leistungskriterien jederzeit eine Aufstiegschance erhielten, oder wenn wenigstens deren Kindern diese Chance offenstände, dann wäre der Grundsatz der Gleichheit gewahrt, und der Begabungspool der Gesellschaft könnte ausgeschöpft werden. Der Bedarf an Begabungs-Mobilisierung ist seit Anbruch der Moderne nicht mehr von der Hand zu weisen. Die Industrie-Aera erreichte ihre Erfolge durch Konkurrenz, die nicht allein ihre innergesellschaftlichen Beziehungen anspornte, der Wettbewerb um Märkte und Rohstoffe entbrannte auch zwischen den Nationen. Dieser Wettkampf erzwang aber neben möglichst störarmen Organisationsmodellen in Gesellschaft und Politik auf Dauer eben auch die gezielte Nutzung des bald selbst zum Rohstoff einer Nation gezählten Begabungs-Potentials der Bevölkerung. Insofern mischte sich in die Elite-Debatte schon bald ein kruder Darwinismus, wann immer sich die Güte-Kriterien in Hinsicht auf den wirtschaftlichen

5 H. v. Treitschke, Politik, Leipzig, 4. Aufl. 1918, S. 51.

Gebrauchswert derartiger Reserven verengen. Überdies Keß sich diese Teieliten-Diskussion bald führen, ohne daß die Machteliten-Problematik angesprochen zu werden brauchte. „Begabung“ als Reservoir sozial-nützlicher Facheliten - dieses Ziel geriet immer dann ins Gespräch, wenn im internationalen Konkurrenzkampf Rückschläge drohten. Es ist mithin durchaus ein Thema des Wohlstands, das die öffentlichen Sorgen um den Verfall der Wettbewerbs-Fähigkeit spiegelt, Sorgen, die in einer Epoche des rasenden technisch-wissenschaftlichen Wandels durchaus erst zu nehmen sind. Was läßt sich also tun?

„Es geht bei der Eliteförderung somit um die gezielte Auslese der Qualifiziertesten, der Begabtesten und der Tüchtigsten eines - sei es mehr theoretisch oder praktisch ausgerichteten - Faches, entsprechend dem Prinzip, daß jeder in der Gesellschaft den Platz finden müsse, den er aufgrund seiner Fähigkeiten am besten auszufüllen vermag. Allerdings muß eine gesellschaftliche Elite mehr sein als eine durch Qualifikation und Leistung ausgewiesene Spitzengruppe. Zur Elite gehören heißt notwendig auch: seine Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit zu akzeptieren und wahrzunehmen und dies gegebenenfalls auch, ohne dafür etwas zu bekommen. Dies gilt nicht nur für den im wirtschaftlich-technischen Bereich Tätigen, sondern auch gerade dort, wo die Geschicke anderer Menschen geleitet werden, im gesellschaftlichen, politischen und sozialen Bereich.“

Mit diesen Worten kommentierte Theodor Berchem,⁶ damals noch in seiner Eigenschaft als Vizepräsident der „Westdeutschen Rektorenkonferenz“, Mitte Mai 1981 die „Empfehlungen zur Förderung besonders Befähigter“, die kurz zuvor durch den „Wissenschaftsrat“ verabschiedet worden waren. Sie standen hierzulande am Anfang einer seither nicht abgeklungenen Elitediskussion, die weit über den Bildungsbereich hinaus bis in die Gesellschaft hinein Wellen schlug. Sowohl auf dem 16. „Davoser Symposium“ über Management-Fragen von Anfang Februar dieses Jahres, als wenig später bei einem Treffen des „Verbands Deutscher Schriftsteller“ in Berlin - beide Male nahm bei diesen so verschiedenen Terminen die Elite einen wichtigen und vielbeachteten Stellenwert ein. An der regierungsamtlichen Absicht, vor allem im Schul- und Hochschulwesen endlich wieder Eliten heranzuziehen, ist letzthin viel Kritik geübt worden, nicht nur von Gewerkschaftsseite. Man kann sich auch wirklich fragen, wieso im Kosten-Nutzen-Kalkül des Staates etwa die Universitäten erst durch eine „Vermassung“, die nicht durch entsprechende Ausstattung-Puffer abgefangen werden konnte, zu feineren Volkshochschulen herunterkommen mußten, ehe zur Kenntnis genommen wurde, daß sich solche Überlast irgendwann auf das Niveau auswirkt. Und weiter: Es wäre tatsächlich fatal, wenn—was die im letzten Sommer mit großem Aufwand in Hamburg veranstaltete „Weltkonferenz über Hochbegabte“ vermuten läßt - die Wiederentdeckung der „Begabung“ auf Kosten der Breitenbildung ginge.

⁶ Th. Berchem, Statement, in „Eliteförderung und Demokratie“, Loccumer Protokolle Nr. 15 (1981), S. 67 ff. hier S. 67 f.

Auch der eher konservative Philosoph Hermann Lübbe hat auf den historischen Zusammenhag zwischen „Massenausbildung“ und „Eliteförderung“ verwiesen: Erst die Maxime von der „Bildung als Bürgerrecht“ gestattet eine Ausschöpfung des vorhandenen Talent-Potentials. Überdies sind auch Hochbegabte, mit dem Hamburger Erziehungswissenschaftler Klaus-Jürgen Tillmann gesprochen, „keine Rennpferde“, wie ja sowieso das Auflisten „reiner“ Intelligenz-Daten kaum etwas über die spätere Leistungs-Stärke der betreffenden Personen aussagen kann. Problematisch ist aber auch die geplante Verfahrensweise. Gemeint sind Funktion und Verwendung jenes „Rohstoffes Begabung“, der die Schaffenskraft der Gesellschaft heben soll. Elite, so war definiert worden, heißt „Exzellenz“; damit aber ist unbedingt auch ein Wertgüterhorizont angesprochen, der über die lineare Nutzendebatte hinausweist. Bloß utilitär-standardisierte „Siebungspläne“ jedenfalls fallen leicht dem Niveau ihrer Betreiber anheim. So stellt sich die bange Frage, ob Eliten überhaupt „heranzuzüchten“ sind, möglichst noch in aller Eile. Bürokratische Vorgaben wirken doch wohl eher „schabionisierend“; jene Exzellenz, die seit Spinoza die wirkliche Elite auszeichnet und die Macht der menschlichen Vernunft vor Augen führt, kann nicht per Verordnung angeregt werden.

II.

Auf der Erde leben heute fast fünf Milliarden Menschen, gelenkt wird diese ungeheure Menge von vielleicht siebzigtausend „Würdenträgern“. Für die gut einundsechzig Millionen Bundesbürger sehen die Größenordnungen nach den Berechnungen des Mannheimer Politikwissenschaftlers Rudolf Wildenmann nicht viel anders aus: So um die dreitausend Personen haben hierzulande Spitzenämter inne. Diese „Positionselite“ legt als „Entscheidungsträger“ den Kurs fest, der eingeschlagen wird, zwar nicht ohne Kontrolle, in letzter Instanz aber immerhin aus eigener Verantwortung. Wie erklären sich Zahlenmißverhältnisse wie diese, die allen demokratischen Vorstellungen von einer breiten Mitbestimmung der Bevölkerung widersprechen? Selbst wenn man die Gesellschaftsspitze nicht so eng faßt und die angestammte „Oberschicht“ mitzählt, lassen sich laut Sozialstatistik doch höchstens ein bis zwei Prozent der Bevölkerung den „höheren Kreisen“ zurechnen. Hierbei ergeben sich allerdings Zuordnungs-Schwierigkeiten: Die sprichwörtlichen „Oberen Zehntausend“ mögen zwar prominent sein, vielleicht auch über Prestige oder gar Beziehungen verfügen, sie müssen deswegen aber keineswegs auch mitreden oder gar mitentscheiden können. „Eliten sind Machteliten“, kommentierte der Berliner Soziologe Urs Jaeggi⁷, „weil sie ihre Auffassung durchzusetzen vermögen und nicht, weil sie das Fleisch auf dieselbe Art tranchieren, die gleichen Bücher lesen und denselben Theaterstücken applaudieren.“

⁷ U. Jaeggi, Macht und Herrschaft in der Bundesrepublik, Frankfurt 1969, S. 24.

Ungleichgewichte

Eine Erkenntnis der Politikwissenschaften bleibt freilich zu bedenken, derzufolge nicht unbedingt nur die offiziell zur Lenkung befugten „Ämter“ tatsächlich etwas zu sagen haben; ganz fraglos bestehen vielmehr auch Wege, informell Einfluß auszuüben, was vor bald zweihundert Jahren in England bereits der konservative Politiker Edmund Burke⁸ auf die Formel brachte: „Die Akteure der öffentlichen Bühne sind keineswegs unbedingt die wirklichen Macher.“ Aber selbst, wenn man solche *verborgenen Machtkonstellationen* berücksichtigt, vergrößert sich der Elitenzirkel zahlenmäßig nicht wesentlich, er setzt sich soziologisch allerdings anders zusammen. Noch einmal also: Wie ist es zu erklären, daß anscheinend auch unter den demokratischsten Gegebenheiten - bei unfreien Verhältnissen wird das ja vorausgesetzt - die gesellschaftlichen Entscheidungsstrukturen, bildlich gesprochen, immer einer Pyramide gleichen? Die große Menge unten pflegt von einer kleinen Zahl dominiert zu werden, offenbar mit williger Zustimmung. Waltet, wie es der deutsche Soziologe Robert Michels genannt hat, also tatsächlich eine Art „ehernes Gesetz der Bildung von Oligarchien“? Unterwirft es möglicherweise selbst solche Gruppen seinen Regem, welche allen anderen politischen Werten voran die Gleichheit anstreben? Wenn es aber in jedem System Oligarchien gibt, so sind sie ohne ihre Anhängerschaft nicht denkbar. Worauf beruht nun diese in Geschichte und Gegenwart so auffällige „Fügsamkeit“ der Klientel, die schon Max Weber zum Geheimnis jeder Politik erhoben wissen wollte?

Das hat, auch wenn man es oft hört, gar nichts mit jenem Hordeninstinkt zu tun, wie er in gewissen Tiergesellschaften wirkt, in denen offenbar aus Gründen der selektiven Fortpflanzung das stärkste Tier immer auch der sprichwörtliche „Leithammel“ ist. Eher könnte man mit dem Franzosen Roger Caillos sozialpsychologisch überlegen: Vermittelt sich Macht vielleicht als eine Art von „magischer Faszination“? Ermöglicht sie das Regieren überhaupt erst, indem sie „Wirkung ohne Ursache“ ist, auch wenn sich davon in den „Institutionenkunden“ kein Wort finden läßt? Erklärt sich die Existenz von Eliten vielleicht durch die verbreitete Gewohnheit, sich auf den Nahbereich der Familie und die engere Lebenswelt zu beschränken? Warum ist der einzelne ohne materielle Not selten bereit, Verantwortung zu übernehmen und damit Einfluß zu erringen? Was wunder, daß dieser Bereich der Eliten-Bildung, in dem es - je nachdem - um Verdienste oder um Arroganz geht, der Forschung arge Kopfschmerzen bereitet.

Daß „Elite“ kein schlichter sozialer Wirkfaktor ist - allenfalls darüber herrscht in der zuständigen Wissenschaft Einstimmigkeit. Gleichwohl läßt sich bei diesem Thema seit nunmehr dreißig Jahren ein geradezu explosionsartiges Anwachsen spekulativer und auch empirischer Beiträge feststellen, offenbar drückt hier also der Schuh.

⁸ E. Burke, *Reflections on the Revolution in France*, London, 2. Aufl. 1790, S. 9.

Lieber von oben

„Die Zeiten der Rittersitte sind dahin. Das Jahrhundert der Sophisten, der Ökonomen und der Rechenmeister ist an ihre Stelle getreten, und der Glanz von Europa ist ausgelöscht auf ewig. Niemals, niemals werden wir sie wiedersehen, diese edelmütige Ergebenheit an Rang und Geschlecht, diese stolze Unterwürfigkeit, diesen würdevollen Gehorsam, diese Dienstbarkeit der Herzen, die selbst in Sklavenseelen den Geist und die Gefühle einer erhabenen Freiheit hauchte.“

Diese Wehklage Edmund Burkes gehört ideengeschichtlich in die Zeit der Romantik mit ihrer politischen Melancholie. Man träumte von einer harmonischen Vergangenheit, wo alles noch wie von selbst geregelt war, sich „oben“ und „unten“ fein säuberlich auseinanderhalten ließ. In der frühindustriellen Ära, in der die alte Ordnung bereits verfallen und die zeitgemäße noch nicht etabliert war, war man bald der ständigen Sozialunruhen überdrüssig. Sollten durch die bürgerliche Macht-Aneignung, so bangte Burke in seinem Bestseller „Über die Revolution in Frankreich“, etwa alle Fundamente der Gesellschaft unterspült worden sein? Keineswegs, aber die neue Fabrikwelt hatte wegen ihrer marktwirtschaftlichen Vernetzung und damit Störanfälligkeit ein noch größeres Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung, mithin also auch nach *struktureller* Organisation, als die vergangene Adelsepoche. Im Zeitalter der rauchenden Schloten wurden die Lebensverhältnisse immer anonym, aber auch vergleichbarer. Die neuen politischen Massenbewegungen jagten der Zeitgenossenschaft eine gehörige Angst ein, ob die institutionellen Dämme wider die Unterschichten auch halten würden. Weniger die Furcht vor Machtmißbrauch *von oben*, die einst Montesquieu zu seinem Modell der „Gewaltenteilung“ bewegt hatte, als vielmehr die Abwehr des Machtanspruchs *von unten* erregte nun die Gemüter. „Der Staat muß untergehen, früh oder spät, / Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet“, so hatte 1804 schon Friedrich Schiller mit Blick auf die Exzesse der Französischen Revolution in seinem dramatischen Fragment „Demetrius“ gewarnt.

Entsprechend herrschte seit den Tagen der Aufklärung ein steter Auszug aus den demokratischen Luftschlössern frühbürgerlicher Freiheits- und Gleichheitswünsche. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts war eine ganze Reihe von Verwaltungsmodellen der Industriemoderne entworfen worden. Diese Überlegungen fußten einerseits alle auf der Grundlage der „Freizügigkeit“ einer Bevölkerung, die ihre Chancen selbst in die Hand nehmen sollte, etwa auch mittels Vermarktung der eigenen Arbeitskraft. Damit verbunden war andererseits aber auch die Vorstellung, daß - eben um hinfort Ruhe und Ordnung zu sichern - die künftige Regierungsarbeit von der Bevölkerungsmehrheit getragen werden sollte, jedenfalls dem Modell nach. Schon in dieser Frühphase der Bürgerepoche formulierten die Demokratietheorien die Existenznotwendigkeit von Eliten - diese sollten sich aber in Zukunft zur Herrschaft erst legitimieren; das politische System selbst war gedacht als *repräsentative* Regierung, welche es erlaubte, die Führungsschichten in Staat und

Gesellschaft durch Meinungsteilhabe der Bevölkerung periodisch auch zur Verantwortung zu ziehen. Mehr noch: In der Frage nach der Rekrutierung dieser Eliten argumentierte man anfangs völlig unvoreingenommen. Wie konnte es auch anders sein, denn „Freie Bahn dem Tüchtigen“, dies Leitmotiv der Neuzeit, verdankte sich doch dem Umstand, daß die Bürger selbst eben erst als Parvenus die Bühne der Geschichte betreten hatten.

Hier setzten freilich am raschesten Verhärtungen ein. So konnte Gaetano Mosca, der sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als einer der ersten Autoren wissenschaftlich des Themas annahm, das Eliten-Problem bereits wieder dramatisieren: Man kann unschwer Geschichte und Gegenwart „der Kulturmenschheit aus dem Konflikt zwischen dem Bemühen der Herrschenden nach . . . Verstetigung ihrer politischen Macht und dem Bestreben neuer Kräfte erklären, die Machtverhältnisse zu ändern“.⁹ Das Nebeneinander solch verschiedener Interessen weist darauf hin, daß so etwas wie eine Konkurrenz um Elite-Positionen besteht; damit aber kann gewährleistet sein, daß tatsächlich jene „Eliten-Zirkulation“ stattfindet, von der einst der italienische Sozialökonom Vilfredo Pareto gesprochen hat. Die Befürchtung einer möglichen Erstarrung der neuzeitlichen Eliten scheint damit übertrieben, denn diese müssen, im Gegensatz zu ihren geschichtlichen Vorläufern, stets um Anerkennung ringen und damit notgedrungen beweglicher bleiben als jene, sie müssen also Züge einer „Funktionsehte“ tragen.

Gleichwohl scheint sich gegenwärtig so etwas wie eine Ideologie der „demokratischen Eliteherrschaft“ (Peter Bachrach) eingeschpielt zu haben. Das Element der Beteiligung von unten hat an Gewicht verloren, seit die nachfeudalen Eliten die Mitsprache der Menge mit Sozialunruhen gleichzusetzen begannen. Der amerikanische Politikwissenschaftler E. E. Schattschneider mag daher mittlerweile mit Blick auf die Vereinigten Staaten das Volk nurmehr als „Semi-Souverän“ ansprechen. Von Abraham Lincolns Emphase in der berühmten „Gettysburg Address“ vom November 1863 - mitten im amerikanischen Bürgerkrieg - ist nicht allzuviel übriggeblieben. Lincoln hatte darin gesagt, Demokratie sei als unbedingte „Regierung des Volkes, durch das Volk und für dieses“ zu verstehen. Den Eliten geriet das eigene Demokratie-Modell, als Konzept einer pluralistischen Führungskonkurrenz, bald selbst zu einem Gut, das es auch gegen das Unverständnis der Regierten zu verteidigen galt. Die Verschmelzung jüngerer Mitbestimmungs- mit älteren Elitevorfstellungen hat sich endlich in einer Demokratielehre niedergeschlagen, die weitgehend formalisiert ist. Typisch dafür sind die Vorstellungen von Joseph Schumpeter aus dem Jahr 1944, die einen großen Einfluß gehabt haben. Politik sei, so Schumpeter, schlicht als Wettbewerb auf dem Stimmen-Markt zu definieren. Die auf solchem Boden gewachsene Regierungsform vereinigt in sich das allen Elite-Konzepten gemeinsame, sehr anspruchsvolle Selbstverständnis: Die Durchschnittlichkeit, vielleicht sogar Apathie der großen Menge bedingt einen, wie es heißt, wohlwollenden Paternalismus der Führungs-

⁹ G Mosca, Die herrschende Klasse. Grundlagen der politischen Wissenschaft, Salzburg 1950, S 64 f

gruppen. Diese werden zu einer dem Gemeinwohl verpflichteten „Dienstelite“, ob sie das möchten oder nicht.

Diese Sicht der Dinge wirft allerdings erhebliche Probleme auf. Denn mag vielleicht das politische Phlegma des kleinen Mannes auch ein Tatbestand sein, mit dem stets gerechnet werden muß, so ist im Gegenzug keineswegs sichergestellt, daß die Eliten unbedingt das offene System erhalten wollen. Das scheint um so fraglicher, je geringer das allgemeine Interesse an der Politik wird, weil sich dann einerseits die breite Masse um die Frage nach der Staatsform wenig schert, und weil andererseits die Eliten aus lauter Angst vor den Unwägbarkeiten der öffentlichen Meinung ihre Entscheidungen zunehmend der Diskussion entziehen. Dieser Teufelskreis gefährdet fraglos das demokratische System, das nur gedeiht, wenn es den Alltag der Menschen berührt, was kulturpolitische Daueranstrengungen erfordert. Was aber, wenn die Führungsgruppen den Volkssouverän gar nicht in seinem Schlaf stören, sondern ihn sogar weiter einlullen wollen? „Alle Angelegenheiten der Regierung zu überlassen, so wie man alles der Vorsehung anheimstellt, bedeutet Gleichgültigkeit ihnen gegenüber; ihr Ausgang wird, sofern er unangenehm ist, als Heimsuchung durch die Natur akzeptiert“, so hat bereits 1860 der englische Philosoph John Stuart Mill¹⁰ die Auswirkungen einer in diesem Verständnis bloß „repräsentativen Regierung“ ausgemalt. „Mit Ausnahme weniger beflissener Gelehrter, die ein intellektuelles Interesse an der Spekulation um ihrer selbst willen haben, wird so die Denk- und Empfindungsfähigkeit der Bevölkerung auf materielle Interessen abgeleitet und, wenn die befriedigt sind, auf Vergnügungen und die Verschönerung des Privatlebens.“

Die Sehnsucht nach den Rängen

Solcher Zustand, so betrüblich er ist, ist dem mangelnden Weitblick der Menge zuzuschreiben. Man kann bekanntlich aber niemanden zu seinem Glück zwingen, und mit Bildungsangeboten allein steigert sich die Beteiligungsbereitschaft am politischen Alltag nicht wesentlich, man schaue nur auf das geringe politische Engagement der Bevölkerung, über das in der Bundesrepublik alle Parteien gleichermaßen klagen. So dürfen die Eliten in Staat und Gesellschaft letztlich unter sich bleiben. Das mag ihnen durchaus genehm sein, ist aber deswegen noch keine Herrschafts-Verschwörung, sonst wäre kaum zu erklären, warum sich Eliten in allen Gesellschaften finden - einstmals wie heute -, mag auch ihre jeweilige Herkunft und Rolle ganz unterschiedlich sein. Man muß nicht gleich mit Immanuel Kant¹¹ ein Zyniker sein und meinen, daß „der Mensch ein Tier ist, das, wenn es unter anderen seiner Gattung lebt, einen Herrn nötig hat“, wie sich der Philosoph aus Königsberg 1784 auszudrücken beliebte. Dennoch gilt es auch, gerade vor dem Hintergrund unseres Verfassungs-Anspruches, nüchtern im Auge zu behalten, daß

¹⁰ St. Mill, Representative Government, Everyman Edition, S. 203.

¹¹ J. Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, Werke in 12 Bänden, XI, Frankfurt 1968, S. 40.

die politische Beteiligung wochentags nun einmal gering zu sein pflegt, außer vielleicht in Krisenzeiten. Hat diese Apathie etwas mit den kafkaesken Verunsicherungen für den Bürger zu tun, die er in der modernen Politikverwaltung erfährt?

Schon der französische Anarchist Pierre Joseph Proudhon¹² hatte 1850 das Handtuch geworfen: „Die Menschheit will regiert werden; sei's drum, so soll sie es werden!“ Mithin hat das Eliteproblem durchaus zwei Seiten. Neben einem wie immer motivierten Streben der aktiven Personenkreise nach Macht und Würden gilt es auch, das soziale Bedürfnis nach Führung in die Überlegungen einzubeziehen. Es scheint eine allgemeine „Sehnsucht nach den Rängen“ zu geben, denn im Sozialleben steht das Verlangen nach Übersichtlichkeit und Abgrenzung den kreatürlichen Bedarfszwängen an Intensität wohl kaum nach. Wie immer solche Bedürfnisse sozialpsychologisch zu deuten sind, ob sie etwa mit Max Horkheimer der historisch verbürgten Schutzsuche oder mit Erich Fromm dem Drill in Familie und Gesellschaft zugeschrieben werden, mag hier offen bleiben. Immerhin hebt die von Max Weber einst so benannte „Gehorsamsbereitschaft“, die sich auch oft als Verehrungssucht für wen auch immer äußert, seit eh und je die Eliten in den Sattel. Kaum verwunderlich, wenn diese es sich wie selbstverständlich zugute halten, daß nur sie das Steuerungs-Vakuum auszufüllen vermöchten, das durch die Erwartungshaltung der breiten Masse entstand.

Vor diesem Hintergrund nun weist die wieder einmal entbrannte Diskussion über den Bedarf an Eliten nur darauf hin, daß Irritationen über deren aktuelle Leistungen bestehen. Solche Diskussionen spiegeln also weniger die Führungssorgen der Eliten, als vielmehr das Verlangen der Bevölkerung *nach* Eliten, unter Umständen ihre Enttäuschung *über die* Eliten. Derartige Klagen bescheinigen der Demokratie also keineswegs, daß sie sich in der Krise befindet. Ganz im Gegenteil, diese Cassandra-Rufe zeigen deutlich, daß auch eine repräsentative Demokratie die Bevölkerung befähigt, ihren Stellvertretern einzuheizen. Die alte Hoffnung der Menschen auf „gute Eliten“, die den übernommenen Aufgaben wirklich gewachsen sind, dieser Wunschtraum mobilisiert noch immer die Gemüter.

Zur Zeit des Kaiserreichs hat Georg Simmel ohne Rücksicht auf liberale Werthaltungen in seinen „Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung“ (1908)¹³ auf die Dialektik von Gehorchenwollen und Elitenbildung verwiesen. „Der Mensch hat ein inneres Doppelverhältnis zur Unterordnung: ohne Führung kann er schwer existieren, die höhere Gewalt wird gesucht, die die Selbstverantwortlichkeit abnimmt, eine einschränkende, regulierende Strenge, die ihn nicht nur gegen außen, sondern auch gegen sich selbst schützt. Nicht weniger aber braucht er die Opposition gegen diese führende Macht; sie bekommt so erst, gleichsam durch Zug und Gegenzug, die richtige Stellung im

12 Zit. nach C. Gide/C. Rist, *Histoire des doctrines économiques*, Paris 1909, S. 709.

13 G. Simmel, *Soziologie*, München/Leipzig, 3. Aufl. 1923, S. 108.

inneren Lebenssystem der Gehorchenden.“ Aus der immer wieder zu verzeichnenden Einordnungsbereitschaft der Menschen wird freilich nicht dogmatisch auf ihre Unterwürfigkeit geschlossen. Simmel fragt nach der Qualifikation derjenigen Kreise, welche Führungsrollen im Gemeinwesen übernehmen. Die zukünftigen Eliten müssen ihren *demokratischen* Auftrag achten lernen, die Auslese der Spitzenschichten selbst hat diesen Moralkodex zu spiegeln.

Seit John Locke versteht die neuzeitliche Rechtsstaatidee alle Herrschaft nur als „Obhut“: bestellte Beauftragte nehmen im Interesse des Gemeinwohls die zur Mehrung der Wohlfahrt notwendigen öffentlichen Funktionen wahr, so lautet die neuzeitliche Definition aller Eliten. Aus eigener Befugnis können diese überhaupt keine Herrenrechte mehr beanspruchen, daran bleibt zu erinnern. Sollten sie sich diese aneignen, dann behalten sie zwar womöglich ihre „Steuerkapazität“, die mag sich sogar erhöhen, sie verlieren aber damit jedes Gütesiegel der legitimen Amtsinhabere, und damit im Prinzip auch allen Anspruch auf Anerkennung. Die von Georg Simmel verzeichnete mehrheitliche „Untertätigkeit“ erklärt sich also keineswegs als eine irgendwie vorgegebene Knechtsgesinnung, sondern als ein in der Geschichte evidenter Überschuß an politischem Vertrauen, der so oft mißbraucht wurde: Eliten sehen sich hofiert, nicht weil die übrigen Staatsbürger gern herumkommandiert werden, sondern weil wir alle als soziale Wesen zur Kooperation und, wie soll man sagen, zur institutionellen Abstraktion in der Lage sind. Denn ohne die Fähigkeiten des Delegierens, des Vereinbarungen-Einhaltens und des Vertrauensvollens, denen wir unsere Evolutionsgeschichte verdanken, wäre das komplexe Gebilde unserer Zivilisation kaum auszubilden gewesen. Nicht ohne Grund hat Simmel im gleichen Zusammenhang eben auch die *Widerspruchsfreude* der Menschen hervorgehoben. Deren unübersehbare Rolle in Geschichte und Gegenwart mag verdeutlichen, daß sich Freiheit und Abhängigkeit wechselseitig fördern, sonst wären offene Gesellschaften nicht überlebensfähig.

III.

Wer von Eliten spricht, spricht von Ungleichheit. Diese landläufige Ansicht hat noch 1981 der Göttinger Soziologe Hans Paul Bahrtd¹⁴ vertreten. Seines Erachtens schließen sich daher die auf der Vielfalt gesellschaftlicher Kräfte beruhende Demokratie und das Hervortreten einer „dauerhaften, sich deutlich von der Masse abhebenden, maßgebenden, wenn nicht herrschenden Minderheit“ unbedingt aus. In dieser Schärfe gesehen trifft das zweifellos zu. Es erhebt sich aber gleichwohl die Frage, ob die heutige Elite-Problematik von Bahrtd angemessen beschrieben wird. Die vielen Untersuchungen, die sich mit Einflußstrukturen in der Bundesrepublik befaßt haben, zeigen allesamt, daß sich so etwas wie ein leitender Elite-Block, also die von Gaetano Mosca

14 H. P. Bahrtd, Braucht eine Demokratie eine Elite? in: „Eliteförderung und Demokratie“, Loccumer Protokolle Nr. 15 (1981), S. 1 ff, hier S. 5.

einst entdeckte „politische Klasse“, nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder ausgebildet hat. Vielmehr gibt es verschiedene, ungleichartige Führungsgruppen ohne größere Interessenidentität, die etwa aufgrund einer gemeinsamen sozialen Herkunft bestehen könnte. Diese Führungsgruppen bilden in den Worten Ralf Dahrendorfs eher ein um ihre Stellung besorgtes „Kartell der Angst“ denn eine beinharte Machtclique. Trotzdem ist hier wie anderswo „die Macht über Menschen und Sachen nicht gleichmäßig verteilt“, wie sich der Kölner Soziologe Erwin Scheuch¹⁵ ausgedrückt hat. Wollen wir das Elite-Problem verstehen, müssen die Handlungsbedingungen der modernen Sozialstaatlichkeit geprüft werden, die sich den hochkomplexen Vernetzungen der Massengesellschaft verdanken. Die Eliten jedenfalls stehen offensichtlich nicht in Widerspruch zur neuzeitlichen Theorie der Politik, wie ein Blick auf die Verfassungslehren seit Montesquieu zeigt, sie sind vielmehr als deren Errungenschaft zu verstehen.

Zwar beruht die Demokratie im politischen Alltag auf „der Fiktion, daß alle Staatsbürger tatsächlich gleicher Art“ sind, wie es Ernst Benda¹⁶ 1966 ohne Rücksichten formulierte; aber auch die lauterste Verfassung erhält einen Spielraum durch die individuell-ungleiche Ausstattung ihrer Bürger und durch die Art und Weise, wie die rechtliche „Chancengleichheit“ genutzt wird. Die Gleichsetzung des Elite-Begriffs mit Vorstellungen einer Art von „dominanter Kaste“, wie Bahrndt sie vorgenommen hat, kann und darf nur in den Zusammenhang historischer Herrschafts-Gegebenheiten gehören. Hingegen hängen Entwicklung und Wirken der industrie-gesellschaftlichen Eliten gerade ab von der prinzipiell vorhandenen Chancengleichheit.

Funktionseliten

„Alles soll offenstehen: aber nicht gleichermaßen für alle Welt!“ Mit diesen Worten hat der altkonservative Denker Edmund Burke das Paradox auf den Begriff gebracht, daß die moderne Chancengleichheit, indem sie auf Lebensqualität zielt, durch Anerkennung von Leistung zwar mehr Leistung, aber auch neue Ungleichheit schafft. Das wiederum hat seit den Tagen von Alexis de Tocqueville zu der Einsicht geführt, daß absolute Gleichheit nicht erreichbar ist. Aber auch relative Gleichheit kann sich nur auf die verbrieft Chancengleichheit beziehen, soll das Leistungsprinzip der bürgerlichen Gesellschaft weiterhin gelten. Dessen Preisgabe würde solche Schäden für die Volkswirtschaft, etwa Niveau- und Anspornverluste, nach sich ziehen, daß sie wiederum die offene Verfassung des Gemeinwesens gefährdeten. Die Chancen-Gleichheit aber, als *Gleichberechtigung zur Leistung*, ist der Prüfstein für demokratische Zustände. Soviel steht fest: Vormoderne Gesellschaften bildeten in diesem Verständnis keine Elite aus, weil sich in ihnen keine *Leistungs-eliten* entwickeln konnten. Diese Unvergleichbarkeit damaliger Obrigkeit mit heutigen Eliten erklärt ja auch, daß diese überhaupt erst in der Massengesell-

15 E. Scheuch, Sichtbare und unsichtbare Macht, in: DIE ZEIT vom 24.11.1967, S. 3.

16 E. Benda, Industrielle Herrschaft und sozialer Staat, Göttingen 1966, S. 109.

schaft zu einem Problem wurden, über das nachzudenken sich lohnte, denn erst die Bürgerepoche konnte und mußte sich den Kopf darüber zerbrechen, wie die geeigneten Leute auf die richtigen Plätze zu lenken waren, damit Wohlstand und Wohlfahrt gedeihen. Und weiter: Erst jetzt wurden Überlegungen wichtig, wie die Chancen für jedermann zu wahren seien, damit sich der innergesellschaftliche Wettkampf um Vorteile nicht auf Dauer von einer Auslese der Tüchtigeren in eine Auslese der Mächtigeren verwandelte und damit die soeben eroberten individuellen Rechte wieder verloren gingen.

Schon zu Beginn der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hat daher der Berliner Politologe Otto Stammer das Elite-Thema geradewegs zur Überlebensfrage der Demokratie erklärt, nicht zuletzt auch mit der Absicht, darüber im Nachkriegsdeutschland möglichst unbefangen wieder diskutieren zu können. Sein Fazit lautete schon damals: *Gleichheit* als Durchsetzungschance für jedermann - trotz aller ungleichen Startbedingungen der Mitläufer! — und *Demokratie* als Garant der freien Bahn - das und nichts anderes waren und sind die Voraussetzungen dafür, daß sich in einer pluralistischen Vielfalt eben auch Eliten bilden. Damit hängt das Gedeihen der Demokratie aber davon ab, daß es gerade die Qualifizierten sind, die in die Spitzen aufrücken: *Werteliten* also, die nicht nur ihrer Herkunft aus der offenen Gesellschaft verbunden bleiben sollen, sondern die den intellektuellen, kulturellen und ethischen Anforderungen an ihre Rolle auch gewachsen sind. Wie immer man das also deuten mag: Daß sich Führungsgruppen rekrutieren, darauf scheint die Massengesellschaft angewiesen zu sein; wie diese Führungsgruppen aber beschaffen sind, darauf hat der Durchschnittsbürger der Bundesrepublik sehr wohl Einfluß, und im wohlverstandenen Eigeninteresse kann die Elitenfrage von der Öffentlichkeit nicht ernst genug genommen werden. Mit der Kategorie der Funktionseleiten hat sich Otto Stammer¹⁷ bemüht, die Aufgabe zeitgemäß-demokratischer Eliten zu präzisieren: Lebenswichtig für die Demokratie sei fraglos, „daß die Elitebildung flüssig bleibt“, die Eliten müßten sich „jederzeit im Scheinwerf erlicht der Öffentlichkeit“ auch zur „Verantwortlichkeit bekennen, welche sie durch ihre besonderen Funktionen übernommen haben“.

Diese Einschätzung hat zunächst im „Wirtschaftswunder“ wenig Gehör gefunden, erst gut zehn Jahre später begann hierzulande die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Eliten, und in dieser Phase ging es zumeist um sozialstatistische Vermessungen irgendwelcher Positions-Gruppen. Solche Faktenspielereien, so interessant sie sein mochten, zielten aber doch an den Absichten von Otto Stammer vorbei. Während dieser die Elite-Theorie inhaltlich als Beitrag zur Demokratie-Kunde verstanden wissen wollte, setzten die empirischen Arbeiten „rein“ formal beschreibend an, wenn das denn je ausschließlich möglich ist. Diese Abnüchterung war vielleicht als gutes Zeichen dafür anzusehen, daß mittlerweile die Demokratie in Bonn fest im Sattel zu

17 O. Stammer, Das Eliteproblem in der Demokratie, in: Schmoilers Jahrbuch, Band 71 (Berlin 1951), S. 1 ff., hier S. 21.

sitzen schien. Trotz einiger illiberaler Auffälligkeiten bei den befragten Gesellschaftsspitzen bestätigten die Ergebnisse der Elite-Studien im großen und ganzen die Richtigkeit dieser Ansicht. Daß hierbei in den Worten des Freiburger Politologen Wilhelm Hennis auch eine Problem-Ausblendung stattfand, erklärt sich mit der Abkehr jener Zeit von jeder Debatte über die Staatszwecke. Um den Ausbau und die Sicherung der Demokratie - darum war es der *frühen* Nachkriegszeit noch gegangen, doch wirkte diese Aufgabenstellung bald nicht nur viel zu umfassend, sondern auch merkwürdig überholt. Dabei verlor man aus dem Auge, daß die Elite-Problematik nicht nur die Gretchen-Frage des Regierungssystems darstellt, weil die Bevölkerung jederzeit informiert sein muß, daß auch die Eliten sich nach überschaubaren Kriterien verhalten; überdies sollten die Gefahren einer Oligarchisierung nie auf die leichte Schulter genommen werden, was ein Blick auf die Chronik der Macht lehren kann. Alles in allem reagierte die früh-bundesrepublikanische Diskussion also noch auf Erfahrungen der jüngsten Geschichte, die später in den Hintergrund traten.

Sünden der Vergangenheit

Die Folie, auf der etwa Stammer seinen Wert-Katalog für die demokratischen Funktionseliten zeichnete, war die bittere Einsicht, daß nach 1933 in Deutschland die Eliten nicht nur ihre Verantwortung mißbrauchten, indem sie mitliefen oder gar mitmachten; große Teile jener Elite hatten die „Machtübernahme“ der Nationalsozialisten überdies geradezu als Erlösung aus den Übeln der Demokratie herbeigesehnt. Dies *Versagen der damaligen Eliten* war das große Thema jener „Ein- und Umkehrliteratur“, die sich gleich nach dem Krieg mit den Gründen für die (mit Ernst Niekisch zu sprechen) „deutsche Daseinsverfehlung“ befaßte. Klassisches Beispiel für solche Abrechnung mit der eigenen Vergangenheit ist Friedrich Meineckes Buch „Die deutsche Katastrophe“ aus dem Jahr 1946, in dem der Fehlkurs des Landes auch zurückgeführt wird auf das anti-demokratische, oft geradezu wider-geistige Gebaren der deutschen Eliten gegenüber Krisen aller Art. Vor den Ruinen des Landes bescheinigte man allen Teilen der früheren Elite, eben nicht wie eine solche besonnen gehandelt, sondern im Angesicht der Machtstaatlichkeit von nationaler Größe geschwärmt zu haben, sogar noch ehe die Bevölkerung den braunen Trommlern auf den Leim ging. Auch die Vorgeschichte dieser Katastrophe ist unerfreulich: Gleich nach 1918 richtete sich im Reich ein „Bündnis der Eliten“ ein, das weiterhin den alten Herrenschaften verpflichtet war — so der Hamburger Historiker Fritz Fischer. Nicht nur der ostelbische Adel stand der Demokratie fremd und feindlich gegenüber. Diese Uneinsichtigkeit der überständigen Machtzirkel hat unter anderem Max Weber zu Anfang der Weimarer Republik mit großer Sorge erfüllt. Der Blick auf die deutsche Untertanen-Geschichte erfüllte ihn mit Skepsis, ob es gelingen könne, demokratische Eliten heranzuziehen, die ohne die Selbstüberschätzung des deutschen Spießbürgertums wären. Der bedeutende Soziologe mochte dem Verfassungs-

experiment von Weimar wegen der politischen Unerfahrenheit seiner Landsleute nur zwölf Jahre Zeit geben. Seine Voraussage des Mißerfolgs stützte sich gerade darauf, daß die offene Regierungsform an den mangelhaften Führungsschichten scheitern müsse. Es seien neue Eliten zu rufen, die sich willig auf den Boden der Demokratie stellten und auch aus ihr hervorgegangen sein müßten; das war aber anfangs kaum der Fall. Vielmehr erkannte Weber 1919 in einem tiefsinnigen Essay über „Politik als Beruf“, daß die Demokratie erheblich höhere Anforderungen an das politische, geistige und auch moralische Niveau der staatstragenden Eliten stellte, zu deren Ausbildung im weitesten Wortsinn aber bisher nicht nur alle Übung, sondern auch ein öffentlich anerkanntes Ethos fehlte.

So gesehen traf Ernst Robert Curtius mit seiner Mahnung aus dem Jahr 1932 zwar durchaus ins Schwarze, wonach „für keine Staatsform Eliten unentbehrlicher sind als für die Demokratie“;¹⁸ es war für eine Umkehr aber längst zu spät. Das dürftige Niveau der hiesigen Führungsschichten vor dem und im Dritten Reich stand in der Nachkriegs-Aera zur Diskussion.

Was ist heute aus diesen Erkenntnissen der Besatzungszeit geworden? Kann die gegenwärtige Erörterung, was Eliten seien und wie sie angemessen qualifiziert werden könnten, auf einen Fundus an traditionellen Erfahrungen zurückgreifen? Die seit Anfang der achtziger Jahre laufende Debatte läßt diesen Weithintergrund völlig vermissen, wie überhaupt das Thema merkwürdig unpolitisch und damit gefährlich naiv angegangen wird. Wie ist das möglich? Mit der Gründung der Bundesrepublik sah sich die Frage nach der Rekrutierung von Eliten, wie so vieles andere auch, bald der Verdrängung anheimgegeben. Das Fazit: Für die nächsten Jahrzehnte konnte nur verschämt über dieses Thema gesprochen werden. Obschon es laut Stammer doch gerade wegen der Vergangenheits-Bewältigung - mithin also für einen demokratischen Neubeginn - so wichtig gewesen wäre, in einer breiten Diskussion über Rolle, Herkunft, Qualifikation und Kontrolle der Eliten zu reden, vermied jedermann dieses Thema, weil es einerseits ausgesprochen heikel wirkte, stellte es doch die deutschen Führungsgruppen bloß; zum anderen war es aber auch neurotisiert, denn mit Eliten wollte man ob der Sünden der Vergangenheit nichts mehr zu schaffen haben. So gelang es eigentlich auch mehr fremdbestimmt oder zufällig, die politische Kultur in Bonn überhaupt in Gang zu bringen.

Qualität - was sonst?

„Was hat nun, bilanziert man die neu-entbrannte Suche nach Elite, Spitzenleistungen und Hochbegabung, die Debatte eigentlich bewirkt? Sie bringt etwas von modisch drapiertem Zeitgeist auf den Begriff. Sie hat wenig geschadet, aber auch wenig geholfen. Geklärt dürfte gottlob jetzt sein, daß Qualifikation und Professionalität notwendig sind, ohne daß diese Erkenntnis

18 E. R. Curtius, *Deutscher Geist in Gefahr*, Stuttgart/Berlin 1932, S. 77.

in den Ruf nach einer neuen Elite ausarten muß.“ Mit diesen Worten faßte der Hamburger ZEIT-Redakteur Gunter Hofmann¹⁹ im letzten Sommer die seit nunmehr fünf Jahren andauernde Elite-Diskussion zusammen, hinter der nicht nur er ein gerüttelt Maß an Verdrossenheit, ja Ratlosigkeit vermutete. Aber Verdrossenheit worüber? Und wessen Ratlosigkeit?

Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir uns die Ausgangslage Ende der siebziger Jahre vergegenwärtigen, wie sie sich im Bewußtsein jener Kräfte darstellte, die eine „Wende“ für unbedingt nötig hielten. Zum einen schien es hohe Zeit, wieder für „geistige Führung“ zu sorgen, denn durch Veränderungen der Wertwelt, die sich etwa in einer Minderung der Arbeitsmoral, in Mitbestimmungs-Forderungen aller Art, in einer Anspruchshaltung der Jugend äußerten - um nur einige Stichworte zu nennen -, drohte das Land „unregierbar“ zu werden. Zum anderen stellte sich heraus, daß die Bundesrepublik jene technologische Revolution verschlafen zu haben schien, die mit dem Computer über die Epoche hereingebrochen war. All das ergab ein Niedergangs-Syndrom, das nur durch Qualifikation und Innovation behebbar schien. Seit 1981 überschlugen sich die Klagen über den Leistungsverfall des Landes, und es häuften sich die Vorschläge, dem abzuhelfen. Eine Maßnahme sieht Elite-Universitäten vor, die die Creme der schulischen Nachwuchsauslese aufnehmen sollen, um auf dem Wege einer extrem-gesiebten Begabten-Sonder-Förderung wenigstens den technologisch-wissenschaftlichen Anschluß wiederzugewinnen. Fragt sich nur, ob damit tatsächlich zukünftige Eliten geschult werden.

Qualifikation, Förderung, Innovation, Expertentum - keine Frage, jede Gesellschaft muß ihre intellektuellen sowie ihre motivationalen Schätze heben, will sie in der Konkurrenz der Weltwirtschaft mithalten. Aber woraus erklärt sich der bundesdeutsche Technologie-Rückstand etwa gegenüber Japan oder den USA? Liegt er an der Vernachlässigung des Leistungsprinzips oder an den falschen Lehrzielen in den Schulen? Vielleicht an der Faulheit beziehungsweise am Desinteresse der deutschen Schüler und Studenten? Wohl kaum: Die gegenwärtig zu verzeichnenden Schwächen sind zurückzuführen auf - um bei der Wirtschaft zu bleiben - Marketing-Fehler der zuständigen Führungskräfte. Und weiter: Eine Bildungs- und Ausbildungspolitik darf die Uhr nicht zurückdrehen. Falls sie hinter die Erkenntnis zurückfällt, daß Qualität und Spitzenleistungen gemäß der statistischen Normalverteilung nur dann reichlich genug ausfallen, wenn die Allgemeinbildung gut genug ist, dann wird diese Politik das Leistungsreservoir auf Dauer eher einschränken denn erweitern. Gerade das Beispiel von Ländern, wo - wie in Frankreich oder England - „Elite-Ausbildung“ als frühe und strikte Auslese betrieben wird, zeigt doch, daß die nationale Leistungskraft nicht gestiegen ist, denn der Begabungs-Rohstoff der Gesamtbevölkerung kann sich nicht frei entfalten. „All jene, die geistig brillieren, sollen selbstverständlich herausragen“, so hat

19 DIE ZEIT vom 16. 8.1985, S. 1.

schon Thomas von Aquin verlangt. Das heißt aber nicht, nach kurzatmigen Bedürfnissen Sonderbegabungen herauszupicken, denn derart wird wohl eher das Früh-Spezialistentum denn eine geistige Elite produziert.

„Die regierende Klasse erweist sich mehr und mehr als eine Gruppe kleinbürgerlicher Wichtigtuer und eigentlicher Vereinsmeier, die sich durch das System des Parteiavancements langsam nach oben hangeln und mit dümmlicher Unschuld wenigstens ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen suchen. Die Möglichkeit des Regierens ist ihnen schon längst aus den Händen geglitten.“ Man braucht die Lage keineswegs so drastisch zu sehen wie der Kölner Soziologe Rene König²⁰, um gleichwohl angesichts von Skandalen, technik-politischen Versäumnissen, problematischen Rekrutierungs-Gepflogenheiten der Politiker aller Parteien in Stadt und Land, und angesichts deutlicher Selbstprivilegierung und ähnlichem mehr zu fragen, ob die einst von Stammer verlangte Förderung einer „Funktionserite“ gelungen ist. Sind unsere Eliten tatsächlich auch Wert-Eliten im Sinne der Exzellenz? - so lautet die Frage. Leisten die politischen Institutionen ihren Beitrag, und gerade hier doch wohl vorerst nicht die schulischen Institutionen, daß die richtigen, also die intellektuell und charakterlich befähigten, Personen auch in die richtigen Positionen geschleust werden?

Auch heute, wo soviel von Eliten gesprochen wird, wird darüber kaum diskutiert. Denn da das politische Establishment viel eher Gefahr läuft als der Fachmann, das Leistungsprinzip zugunsten des Machtprinzips zu vernachlässigen, ist es von entscheidender Bedeutung für das Gedeihen des Gemeinwens, daß die politischen Eliten dem Exzellenz-Kriterium genügen. Qualität - was sonst? Ist das aber der Fall? Oder lenkt der Ruf nach Eliten als Voraussetzung auch für den wirtschaftlichen Erfolg des Landes vielleicht davon ab, daß sich die Diskutanten ihrerseits auch als Durchschnittsbürger entdecken? Wobei die politischen Eliten in eigener Verantwortung ja noch viel härteren Auswahlkriterien unterworfen sein sollten als die Fachleute etwa der Wirtschaft, denn ihre Verantwortung für das Ganze ist noch viel höher. Daß es dabei um Exzellenz geht, davon hat Johannes Gross im Juli 1983 zu Recht in einem „Geistige Führung“ überschriebenen Artikel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ gesprochen. Diese sei aber nur möglich, so meinte er, wenn ein glaubwürdiges Beispiel vorhege. Brauchen wir vielleicht Elite-Schulung für Politiker?

20 R. König, Gesellschaftliches Bewußtsein und Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft Nr. 21 (1979), S. 358 ff, hier S. 368.